

IHR NAME LEBT

Ermländische Priester in Leben, Leid und Tod

Domherr Josef Steinki

Er ist geboren am 19. Dezember 1889 in Glottau, zum Priester geweiht am 9. Juli 1916, gestorben in Allenstein am 16. Februar 1945.

Der Vater war Lehrer in Glottau. Nach dem Abitur studierte der Sohn Mathematik in Breslau und München, dann Theologie in Braunsberg. Er wurde Vikar in Rößel, Kaplan in Königsberg und 1924 Benefiziat und Caritasdirektor in Braunsberg. Für diese Stellung brachte er

die notwendigen Eigenschaften mit, ein warmes Herz, ein gutes Organisationstalent und viel praktischen Sinn. Für alles hatte er Zeit und Interesse und legte, wenn es sein mußte, auch Nachtschichten ein. Was an caritativen Einrichtungen bestand, wurde gefördert und erweitert. Die Zahl der Gemeindeschwesternstationen auf dem Lande stieg in einigen Jahren bis auf etwa 90, die der Kindergärten auf etwa 40. Unter großen Mühen gründete er das Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar in Allenstein, Kindererholungsheime in Cranz und Tolkemit, ein Müttererholungsheim in Dietrichswalde, Aufnahmestellen für erholungsbedürftige Kinder aus dem Ruhrgebiet, eine Stellenvermittlungszentrale in der Zeit der Arbeitslosigkeit, das Theresienheim (Übergangsheim) in Königsberg, er war fördernd dabei beim Neubau des großen St. Josefs-



Domherr Josef Steinki

Waisenhauses in Heilsberg, beim Ausbau der Krankenhäuser und der Altersheime des Ermlands. In alles das hat er viel Mühe hineingegeben. Ein gewaltiges Werk der ermländischen Caritas war die orthopädische Klinik in Frauenburg. Steinki war nicht nur ihr Mitbegründer, sondern trug auch jahrelang die Hauptarbeit und Haupt Sorge für ihre Finanzierung und Entwicklung.

Das Marienheim in Dietrichswalde wurde Schulungsstätte für die Führerinnen der Mädchen- und Frauenkreise, nachdem er Diözesanleiter der Frauen- und Mädchenseelsorge geworden war. Er leitete das Exerzitiensekretariat und führte große Pilgerfahrten durch, er war auch Vorsitzender des ermländischen Bonifatiusvereins.

Alles das gibt ein Bild der damaligen blühenden ermländischen Caritas und ist ein rühmendes Zeugnis seines hingebenden Eifers. 1936 wurde er Domkapitular in Frauenburg.

Die Gestapo verbot 1937 sämtliche kirchliche Vereins- und Verbandstätigkeit in der Diözese. Steinki war dem Bischof Kaller ein kluger Berater im Aufbau der „Bischöflichen Arbeitsstelle“, die unter Verzicht auf Vereinstätigkeit deren Aufgaben weiterführte. Er wurde ihr erster Leiter.

Menschlich war Domherr Steinki ein gerader und offener Charakter und umgänglicher Gesellschafter.

Seine Tätigkeit für die Diözese war ungemein fruchtbar. Gleichwohl zog es ihn im stillen nach einer Seelsorgsstelle, die ihn zum Volke in nähere Beziehung gebracht hätte, und er überraschte, schon Domherr, eines Tages den Herausgeber, damals Erzpriester von Wormditt, mit dem Vorschlag: „Wollen wir nicht tauschen?“

Seinem Wirken sollte ein jähes und böses Ende bereitet werden. Anfang Januar 1941 wurde er auf Grund einer Denunziation aus Bekanntenkreisen mit vier anderen Geistlichen aus Frauenburg und Braunsberg verhaftet. Es waren dies außer ihm Ordinariatsrat Weichsel, Caritasdirektor Scharnowski, Prälat Bönigk und Direktor Schlüsener. Zur Last gelegt wurden ihnen Äußerungen in Privatgesprächen über Krieg, Politik und Hitler. „Sie haben“, so sagte der Richter unter anderem zu dem Domherrn, „erzählt, daß das Pelpliner Domkapitel von den deutschen Truppen erschossen sei.“ „Das ist doch wahr!“ „Aber wie Sie es erzählt haben!“

Alle fünf Geistlichen wurden zu Gefängnis verurteilt, Domherr Steinki zu drei Jahren. Weinend ging er im Gange auf und ab: „Drei Jahre, drei Jahre!“ Er hat schwer unter diesen Jahren gelitten.

Gegen Verzicht auf seine Domherrnstelle wurde ihm ein halbes Jahr Gefängnis erlassen, und nach erlangter Freiheit übernahm er die Stelle eines Hausgeistlichen im Allensteiner Marienhospital.

Über seine schweren letzten Schicksale und seinen Tod hat eine der Schwestern des Hospitals einen anschaulichen Bericht geschrieben. Sie erzählt:

„Am 21. Januar 1945 hörten wir, es solle noch am Nachmittag ein Zug in unbestimmter Richtung abgehen. So waren wir denn eifrig daran, unsere 240 Kranken zu verladen, was sehr mühsam war, da wir nur einen Lastwagen für die Kranken und ein Pferdegespann für das Gepäck zur Verfügung hatten. Schwester Oberin war inzwischen mit einigen Schwestern zur Bahn gegangen, um die Patienten dort einzuladen, während im Krankenhaus 18 Schwestern sowie ein Teil des Personals zurückblieben.

Mit anbrechender Nacht wurde die Stadt auch schon schwer beschossen. Bis zwei Uhr nachts waren wir ununterbrochen tätig, und nur noch vier Kranke hatten wir im Haus, die auf den letzten Wagen warteten.

Dieser wurde jedoch unterwegs von den Russen, die in die Stadt bereits eingedrungen waren, überfallen. Als nun kein Wagen mehr kam, gingen wir alle in den Bunker. Kaum waren wir dort angekommen, da erhielt das Haus auch schon einen schweren Granateinschuß, gerade an der Stelle, an welcher wir kurz zuvor noch gestanden hatten. Gegen Morgen schickte sich Herr Domherr an, die hl. Messe zu halten, in einem Kellerraum des Hauses. Kurz zuvor hatte er noch Kranke und Angestellte hl. Beichte gehört. Er konsekrierte noch 15 Hostien mehr, die er im Tabernakel verwahrte, falls sie im Todesfall gebraucht würden. Diese Vorsorge war aber sehr bald sein großer Kummer, denn wir waren aus dem Keller wieder in den Bunker gegangen.

Dort, nach einem kurzen Frühstück, trafen auch schon die ersten Russen, ein Leutnant mit Begleitung, ein. Sie waren soweit noch ganz gemütlich, verlangten nur alle Uhren. Gegen Mittag kam schon eine Horde hereingestürzt, wild und grausam. Als sie unser Gepäck sahen, mußten wir unter vorgehaltenem Gewehr hinausgehen, ohne noch etwas mitnehmen zu können. Schw. M. Christophora, die sich hingelegt hatte, wurde gleich überfallen, und als wir nach zwei Stunden in den Bunker kamen, war sie mit Kolben erschlagen. Wir gingen in unser Refektorium, nicht ahnend, daß das Haus bereits voller Russen war, die schon eifrig plünderten. Herr Domherr setzte sich an den langen Tisch, und wir standen um ihn, wie die Küchlein um die Henne. Die Russen versuchten nun wiederholt, Mädchen und Schwestern zu entführen, was ihnen trotz Schießen und Drohen mit Feuer hier nicht gelang. Nun gingen sie daran, Herrn Domherrn gewaltsam aus der Mitte zu ziehen, der unbeweglich da saß und die Generalabsolution spendete. Wir schrien wie auf Kommando, und es kam sogleich ein Leutnant herein, der uns von der Horde befreite. Wir baten ihn, uns in ein anderes Haus zu bringen, was er auch tat und allen voranschritt. Die Russen ließen nur einige Schwestern und Mädchen durch, und wir anderen blieben zurück, auch Herr Domherr. Wir gingen dann wieder in den Bunker, und es begann eine schreckliche Nacht!

Zunächst kamen drei Majore, die sich mit uns unterhielten, den Ofen heizten und uns einen Schein ausstellten, der uns vor den Russen schützen sollte. Diese jedoch zerrissen das Schreiben und versuchten, die Schwestern hinauszuziehen. Wir klammerten uns in sehr großer Angst an den Herrn Domherrn an. Als die Russen nun gewahr wurden, daß er unsere Kraft war, packten sie seine Hände, schlugen ihm mit Kohleneimer und Stiefelabsatz ein Loch in den Kopf und schleiften ihn hinaus. Jetzt begann der Tumult mit den Schwestern wieder, und es gelang ihnen, einige hinauszuschleppen. Herr Domherr, den wir für tot hielten und um den wir uns bei der augenblicklichen Lage nicht kümmern konnten, hatte sich sehr mühsam wieder hereingeschleppt, als er von seiner Bewußtlosigkeit aufgewacht war. Da der Raum zeitweise ganz dunkel war, hatten wir ihn nicht bemerkt, bis er uns bat, ihn zu verbinden. Am Morgen kam wieder der Leutnant, der uns zuvor im Refektorium befreit hatte, und brachte sieben Clemensschwwestern aus dem Lazarett zu uns. Auf unser Bitten schaffte er uns in ein anderes Haus, in welchem noch mehr Leute waren. Später brachte uns ein Russe in eine Baracke, die früher den Gefangenen gedient hatte. Hier brachten die Russen alle zusammen, jung und alt. Einen Tag und zwei Nächte verblieben wir hier.

In der zweiten Nacht um 24.00 Uhr mußten alle heraus und Aufstellung in einer Reihe zu sechs nehmen. Von hier aus ging es nun stundenlang in mehreren Pausen zum Gerichtsgefängnis, das unter wenigen Häusern nicht brannte. Auf dem Wege und im Gefängnis hatten wir Herrn Domherrn immer in unserer Mitte. Da er keine Brille, den Kopf aber durch die Verwundung noch verbunden hatte, sagten wir dem Posten, daß er schlecht sehen könne, und so wurde er uns, wenn auch manchmal ungerne, gelassen. Wir hatten die ersten Tage nichts zu essen und zu trinken. Später gab es dann etwas Brot und Suppe. Im Gefängnis, wo wir mit einer größeren Menge von Zivilgefangenen einen Raum einnahmen, waltete Herr Domherr Steinki väterlich seines Amtes. Er betete, tröstete und hörte zuweilen auch noch hl. Beichte. Jede Woche mußten wir in den Gefängnishof, wo eine größere Menge aufgerufen und zusammengestellt wurde, die dann nach Ziechenau ins Lager und dann auch weiter nach Rußland kam. Auch acht unserer Schwestern mußten hierbei mit, sieben von ihnen sind im Ural verstorben, während die achte voriges Jahr (1948) von dort zurückkehrte. Ebenso mußten auch alle sieben Clemensschwwestern mit. Herr Domherr und Schwester Humiliata wurden gleichfalls aufgerufen. Da aber beide sich im Krankenrevier befanden, entkamen sie dadurch dieser Aufforderung. Des elenden Zustandes wegen wurde ich am Aschermittwoch, dem 14. Februar 1945, mit noch anderen Kranken entlassen. Ich ging zunächst in die Erzpriesterei zu Herrn Erzpriester Hanowski, der schon das ganze Haus mit Flüchtlingen besetzt hatte.

Kurze Zeit darauf kamen auch Herr Domherr Steinki und Schwester Humiliata dorthin. Er war kaum wiederzuerkennen, so elend und

schwach. Tagelang schon hatte er die Ruhr. Für sofortige Bettruhe wurde gesorgt. Sein größter Kummer waren im Gefängnis wie auch jetzt noch die seinerzeit zurückgebliebenen hl. Hostien im Keller. Er bat uns dringend, sobald als möglich danach zu suchen.

Zwei Tage später, am Freitag, dem 16. Februar, wurden alle Bewohner des Hauses auf die Kommandantur geschleppt, um dort angeblich verhört zu werden. Herr Domherr Hanowski mußte dabei allen vorangehen. Doch da sich niemand um uns kümmerte und die Tür einmal frei - ohne Aufsicht - war, ging Herr Domherr wieder nach Hause, und so kam er gerade noch zur Zeit, Herrn Domherrn Steinki die hl. Ölung zu spenden. Als ich dann am nächsten Tag von der Kommandantur zurückkam, war Herr Domherr Steinki schon verstorben. Er wurde an der Jakobikirche gegenüber der Sakristei in eine Decke gehüllt beerdigt.

Einige Tage nach dem Tode des Herrn Domherrn Steinki wagten wir uns mit Herrn Dr. Laufenberg, der früher als Obermedizinalrat im Marienkrankenhaus tätig war, in den Keller, um nach den hl. Hostien zu suchen. Schwester Humiliata hielt oben Wache. Der Tabernakel lag in einer Kiste, die hl. Hostien lagen in dem Tabernakel auf der Seite verstreut. Ich barg sie in einem Korporaltuch, und Herr Dr. Laufenberg steckte sie in die Brusttasche seines Mantels und ging andächtig damit in die Erzpriesterei. Herr Domherr Hanowski hatte von den Russen inzwischen Erlaubnis, die hl. Messe täglich zu feiern, und zwar ganz allein hinter verschlossenen Türen. Er brachte uns dann immer die hl. Kommunion mit. Ostern wurden zum erstenmal die Türen zum Gotteshaus geöffnet.

Da die Begräbnisstätte des Herrn Domherrn Steinki nicht günstig gelegen war, baten wir Herrn Domherrn Hanowski, die Leiche auf unseren Krankenhausfriedhof verlegen zu dürfen. Herr Caritasdirektor Scharnowski gab uns das Geld für den Sarg. Den Wagen stellten uns gute Leute, und unsere Männer, die bei uns tätig waren, hoben die Leiche aus und legten sie in den Sarg. Herr Pfarrer Zink, einige Schwestern und Angestellte geleiteten sie zum Friedhof. Diese Überführung war am Samstagnachmittag vor Pfingsten. Eine schlichte Holztafel zeigt die Begräbnisstätte an. So hatten wir dann unser Werk vollbracht und verließen Anfang August unsere schöne Heimat.“

Eine Äußerung des Schwerleidenden sei noch nach einer anderen Quelle angeführt. Die Schwester, die ihn, soviel nur möglich war, pflegte, klagte einmal, es sei doch gar zuviel, was sie leiden müßten. Der Domherr sagte darauf: „Schwester, das dürfen wir nicht sagen. Gott schickt uns soviel, als wir tragen können. Können wir nicht mehr, dann werden uns die Sinne vergehen. So hat es Gott eingerichtet.“